

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

556 (28.11.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 95

Wahlen in Konstantinopel.

Die Wahlen in Konstantinopel sind keine ganz leichte Sache. Zunächst war es schwierig, sich über die Kandidaten zu einigen: auf der offiziellen Liste standen zehn rein türkische Bewerber, aus den gebildeten und gelehrten Kreisen, auf den Kompromißlisten sind auch den andern Nationalitäten Sitze in Aussicht gestellt. Auf dieser Liste stehen vier Türken, drei Griechen, zwei Armenier und ein Israelite. Es war nicht leicht, sich über diese Kandidaten zu einigen, da es in jeder Nationalität verschiedene sich bekämpfende Gruppen gibt. Die Wahlhandlung geht mit beträchtlicher Feierlichkeit vor sich, selbst die im Koffer verschlossene Wahlurne wird von Soldaten bewacht.



Ein Wahlumzug in den Strassen Konstantinopels

Swinburne.

Von Sigmar Mehring (Weftm.).

(Nachdruck verboten.)

Der Nobelpreis für Literatur fiel in diesem Jahre auf den Engländer Algernon Charles Swinburne, der am 5. April vorigen Jahres bereits seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Englands größter lebender Lyriker stammt aus altem englischem Adel, sein Name weist auf britische Ursprung. Er genoss als Engländer und Aristokrat natürlich die denkbar gebiegenste Erziehung. Sein Anfangs schändlicher Körper wurde durch früh erlernte Reiterübungen so gestärkt, daß er im Reiten und Schwimmen Meister wurde. Die geistige Entwicklung wurde durch die Vorliebe seiner Mutter für Italien und durch Reisen nach dem Süden gefördert. Auf der Universität zu Oxford erschloß sich ihm die Muse, und so kam es, daß Swinburne schon in jungen Jahren lateinische und griechische Verse, aber ebenso gewandt auch französische Gedichte niederschrieb. Als er dann seine ersten dichterischen Empfindungen in der englischen Muttersprache kundgab, zeigte sich die für einen Sprößling altväterlichen Geschlechts unvorstellbare Erkenntnis, daß der junge Dichter ein ausgesprochener Republikaner war. Griechische und lateinische Klassiker und die republikanischen Gesinnungen der ihm liegenden französischen, vor allem des von ihm vergötterten Viktor Hugo, hatten ihm diese Anschauungen eingeimpft, und er blieb ihnen sein Leben lang treu.

Noch in einer andern Form erwies sich Swinburnes enthusiastische Hinneigung zu den Franzosen und Römern: er ist der erste große englische Dichter, der dem germanischen Wesen abgerichtet ist. Wie er trotz seiner reichen Sprachkenntnisse für die deutsche Sprache kein Interesse hatte, blieb auch seine Dichtung dem Verstand unserer deutschen Klassiker unberührt. Das Meistmal seiner Kunst ist romantisch, Swinburne ist vor allem Mytheifer.

Darin liegen denn auch die Vorzüge und Nachteile seiner Dichtkunst. Die glänzende Verwickeltheit seiner Verse verbunden mit blendendem Geist und vulkanischer Leidenschaft der Gefühle wirken so mächtig. Aber als Dramatiker gelingt es ihm nicht, die Fabel in kraffer Gliederung nach zu strengen und zu einem überraschend schnellen Schluß zu drängen, als Lyriker verliert er oft — nicht immer — das Maß für diese Kleinheit und verdirbt durch den Ueberreichtum seines Medeslusses den Zauber der wohlklingenden Reime. Nicht immer ist er in seiner Lyrik so wortreich, und dann umstrickt er den Hörer mit verführerischer Liechlichkeit. Eine Probe der Arbeit seiner Poesie:

Die Kinder.

Sie sind's, die das Himmlreich haben!
— Kein Glanz, der blendend und voll
In tödlichen Wundergaben
Dem Kronschmuck der Sterne entquoll.

Kein Wort noch, das aus dem Munde
Des frommsten der Priester drang,
Gab je so göttliche Kunde,
Seit Garfunkelmusik erklang.

Kein Zeichen, das je sich den Widen
Von Gläubigen und Zweifelnden wies,
Enthüllte in Wolkenliden
So deutlich das Paradies.

Ob siebenmal hiezig Religionen
Sich händer mit Gift bejeu'n —
Dort, wo die Kindlein wohnen,
Ruh auch das Dummelreich sein.

Swinburnes Veröffentlichungen begannen mit seinen dramatischen Arbeiten. Die beiden ersten Dramen waren Jugendwerke, die wenig Beachtung fanden, so daß der Dichter lange ärgerte, Neues in Deutschland zu geben. Lyrische Gedichte und eine Maria Stuart-Tragedie („Chatter-lard“) hielt er zurück, da er sich der Wertung nicht sicher fühlte, und erst im Jahre 1864, im 28. Lebensjahre, entschloß er sich ein anderes Drama: „Atalanta in Kalvados“ in Deutschland erscheinen zu lassen. Es wurde in England und Amerika sofort als Meisterwerk und von den bedeutendsten Kritikern in seinem hohen dichterischen Gehalt, in seiner Eigenart und klassischen Vellendung gewürdigt.

Ein Sohn des Schopenhauer-Nachles hatte den R.A. auf alle Neuerungen des modernen Dramas geachtet und auf die klassisch-griechische Tragedie zurückzugreifen. Für Swinburne war es nicht, was ein. Demnach durch unsere großen Dichter längst verkannt gemacht war. Swinburnes „Atalanta“ nähert sich dem Stil der griechischen Tragedie allerdings weit mehr, als Schiller's „Prometheus von Messina“. Schon dadurch, daß der englische Dichter nicht nur in der Metrik an die moderne Schaubühne denkt und eine bewegliche Darstellung vor den Augen des Publikums entrollt, sondern sich ganz auf den Gedanken Sophokles stellt und nur das griechische Amphitheater und seine primitivste Darstellung im Sinne hat. Und dann auch dadurch, daß er den Stoff der griechischen Mythik entnimmt. So erfüllt Swinburne, was Ludwig Spindel als die Eigenart der attischen Tragedie bezeichnet: „Eine attische Tragedie ist ein in sich abgeschlossenes Stück der Heldensage, welche bearbeitet in erhabener Sprache für die Darstellung durch einen attischen Bürgerchor und zwei bis drei Schauspieler, und bestimmt, als Teil des öffentlichen Gottesdiensts des Dionysos aufgeführt zu werden.“

Man war in England begeistert, daß ein Dichter der Gegenwart vermocht hat, das verlassene Griechentum wieder aufleben zu lassen. Es ist unserm deutschen Dichter nicht in diesem Maße gelang, so können wir uns doch damit trösten, daß Schiller mit seinem sophokleischen Drama auch wirklich unsere Bühne bereichert hat, während Swinburne

Tragödie von einem nichtgriechischen Publikum allein als Literaturwerk bewundert werden kann.

Die Handlung ist hinter die Szene verlegt, und wie lernen ihr Fortschreiten nur durch Botenberichten kennen, die das Selbst- oder Zwiesgespräch der Hauptpersonen und die Gefänge des Chors von Zeit zu Zeit unterbrechen. Im Mittelpunkt steht Althäa, die Mutter des Meleager, deren stolze Mutterliebe und heroischer Mutterfurcht in wunderbarer Plastik heraustritt. Die Titelfigur „Atalanta“ ist nicht jene uns durch ihren Wettlauf mit den Jägern bekannte böotische Fürstentochter, sondern eine arkadische Jungfrau, die sich der Artemis geweiht hat und in keinem Heiligtum mit tapferen Kriegeren aussieht, um die Ebene von Kalchdon von einem das Land verwüthenden Eber zu befreien. Als es ihr und dem Meleager gelingt, wird sie von den neidischen Oheimen Meleagers verpöblich. Dieser tötet sie dafür, und nun rächt Althäa den Mord ihrer Brüder an ihrem eigenen Sohn.*

Swinnburne suchte für jene Begebenheit die allereinfachste Form, er gibt nur die Entwicklung des Seelenzustandes der Althäa und enthält die Eindrücke der Mutter während jenes tragischen Kampfes, dem der Sohn entgegenzieht und erliegt. Die Monologe der Althäa und die Gefänge des Chors sind nun von hoher sprachlicher Schönheit und befinden eine geistige Reife der Darstellung, die Swinnburne in der Tat neben die besten Dichter Englands stellt. Er leuchtet in die Tiefe eines Mutterherzens, das für den Sohn bangt und hofft, das ihn vom zartesten Alter bis zu den Mannesjahren begleitet, ihn trotz alles Wandels als einen Teil des mütterlichen Seins betrachtet und, indem es zuletzt das Todesurteil über den Schuldbehafteten spricht, auch dem eigenen Leben ein Ziel setzt. Ganz traumhaft ist im Hintergrunde die zarte Reizung des Meleager zu der jungfräulichen Atalanta angedeutet.

Was hier schon als etwas künstlerisch Neues auffiel, die strenge Wahrung des Stils, erwies der englische Dichter in noch höherem Maße, als er, durch den Erfolg des Dramas ermutigt, seinen ersten Band lyrischer Gedichte herausgab. „Poems and Ballads“ war der einfache Titel, den Swinnburne auch noch für zwei weitere Bände beibehielt. Diese Dichtungen, die aus dem Seelenleben aller Zeit und aller Völker schöpfen, geben mit einer verblüffenden Wandlungsfähigkeit in Form und Inhalt den eigenen Stil jeder Epoche und jeder Kultur wieder und erscheinen durch ihren modernen Gehalt doch so originell, daß sie trotz ihrer romantischen Drapierung den Stempel unserer lebendigsten Gegenwart tragen.

Richard Muther entwirft von dieser Kunst in seiner „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ folgendes Bild: Swinnburne hat als feinsinniger Archäolog alle Stilarten reproduziert: die Sprache des alten Testaments, die Formen Griechenlands und das naive Gemästel ritterlicher Sängler. Er schmückt seine Strophen mit allen seltenen Metaphern, die jemals in den Literaturen aller Zeiten blühten. . . . Aber den Inhalt der Swinnburneschen Strophen würde ein früherer nie geschrieben haben.“ Und der Inhalt hat denn auch trotz der glänzenden und in der englischen Literatur einzig dastehenden Verknüpfung bei Swinnburnes Landsleuten gewaltiges Aufsehen, aber kein liebevolles, erregt. Die unerschütterte Lebenskraft seiner Verse ging aber einem großen Teil des Inselvolks wider den Strich. Man schreie die Augen des Himmels

* Diese Fabel, die schon Euripides zum Vorwurf einer Tragödie nahm, hat viele Dichter angezogen. Mehr Jahre vor Swinnburne veröffentlichte Paul Heyse sein Trauerspiel „Meleager“.

und hest die Ohren zu, um sich von der dichterischen Beredsamkeit dieses jugendlichen Poeten nicht verführen zu lassen. Die Kunst, die sich Swinnburne eben erst mit seiner leuchtenden „Atalanta“ erobert hatte, verlor er durch die lyrischen Gedichte, in denen sich die ganze Wildheit seines weltentzückten Nutes offenbart. Es dauerte lange, bis die mobilgütige Koragarde vor der sieghaften Gewalt der neuen Dichtung zurückwich und ihre Kraft und Reue der Würdigung fand.

Es folgten nun Jahre auf Jahre weitere Dramen, lyrische Sammlungen, epische Dichtungen, glänzende Essays und Studien. Sie alle konnten nur den Schöpfer der „Atalanta“ und der „Poems and Ballads“ in seiner Meisterschaft bestätigen, zur Erweiterung seines zeitlichen Ruhmes vermochten sie nicht viel beizutragen.

Swinnburne ist einer von den wenigen großen Dichtern, die man nicht gleich beim ersten Kennenlernen festzuhalten vermag, man muß sich in ihn erst hineinleben. Seine Kunst ist herb und stolz und seine Sprache bei allem Liebess und sanftmütigem Wohlklang selbst und gedankenschwer. Seine Stoffe aber scheinen eine reiche Kenntnis alter und neuer Kultur und ein gesundes Verständnis für alte und neue Philosophie voraus. Grund genug, daß Swinnburne immer nur einem bevorzugten Kreis aufgeweihter Leserschaft zugänglich sein kann.

Hand er schon in England und Amerika mäßige Verbreitung, so ist des Dichters Name im Auslande noch spärlicher bekannt geworden.

Im Auftrage König Ludwigs II. von Bayern veranstaltete Oscar Gortz im Jahre 1872 eine Uebersetzung der Tragödie „Chastelard“, sieben Jahre nach ihrem Erscheinen in England, und 1877 folgte die Uebersetzung der Tragödie „Atalanta in Kalchdon“, durch Albrecht Graf Widenburg. Einzelne Lieder Swinnburnes hat zuerst Gisbert Freytrag, die Schwäger des Freiheitsdichters, in deutscher Nachbildung. Die erste Sammlung lyrischer Gedichte wurde aber gegen das literarische Vorkommen diesmal nicht von einem Deutschen, sondern von einem Franzosen, freilich in einer Prosaübertragung, die Duft und Farbe von dem Blütenbeet des Engländers schonungslos wie ein rauher Herbstwind abstreift. Guy de Maupassant wusch den Rand mit einer Einleitung, worin er bekundet, wie eine Zeile dieser Lyrik in der Originalsprache sei zu haben, was ihn aber nicht hindert, für des Dichters rhytmische Kunst und den Grund des Gieckentums, der darüber steht, glühend zu schwärmen. Swinnburnes Verse hat er nur in der französischen Prosaübertragung und dann durch Berichte Zungemeines kennen gelernt. Aber mit dem Dichter selbst kam er am Seestade in persönlichen Verkehr, und Guy de Maupassant darf hier aus eigener Wahrnehmung urteilen, daß der Engländer den Eindruck eines überragenden Geistes hinterließ.

Erst vierzehn Jahre nach der französischen Ausgabe erschien die erste und bisher einzige Auswahl der Gedichte Swinnburnes in deutscher Uebersetzung durch Otto Sauer (Großenhain 1906). Einzelne Gedichte sind auch von anderen Uebersetzern vor und nachher, u. a. von Stephan George (in einer Sammlung bei Georg Bondi, Berlin) und vom Verfasser dieses Aufsatzes (im „Literarischen Echo“ am 1. Juni 1906, und in den Zeitschriften „Monatsblätter“, „Die Gegenwart“ usw.) in deutscher Nachbildung veröffentlicht worden. Daß man sich in Deutschland so selten mit Swinnburne beschäftigt hat, liegt an der überaus schwer zu bewältigenden Formentartung dieses Dichters. Denn wie er durch die Großartigkeit seiner Lebensweisheit als ein Meister der Weltliteratur hervorragt, so ist er auch ein in allen rhytmischen und Reimkünsten schier unmaßnahmlcher Meister der englischen Sprache.

Die deutsche Expedition nach dem Caprivi-Zipfel.

Die Zustände in dem östlich von Olavango gelegenen Teile des südwestafrikanischen Schutzgebietes, dem sogenannten Caprivi-Zipfel, haben in letzter Zeit die ernste Aufmerksamkeit des Gouvernements in Windhof, wie auch der britischen Kolonialverwaltungsbehörde in Südafrika in Anspruch genommen. Es hat nämlich ein fortgesetzter Zug von Lichtfeuer, größtenteils weißer Elemente dorthin stattgefunden, die namentlich die östliche Ecke des Caprivi-Zipfels als Zufluchtsort benutzen und gleichzeitig durch Jagerei den dortigen Wildstand aufs schwerste schädigen. Auch eine Reihe an erst schlecht beleumundeter Ansiedler, die an der Grenze auf englischem Gebiet sitzen, treibt dort ihr Unwesen und unternimmt insbesondere Jagdraubzüge in das deutsche Gebiet. Als Resident des Caprivi-Zipfels ist jetzt Hauptmann Streitwolf ernannt. Er ist vom Gouverneur von Südafrika mit einem Feldwebel, einem Sanitätsjergeanten und zwölf eingeborenen Polizisten nach seinem neuen Wirkungsbereich entsandt worden und bleibt dort als Resident. Hauptmann Streitwolf ist 1890 als Avanta-



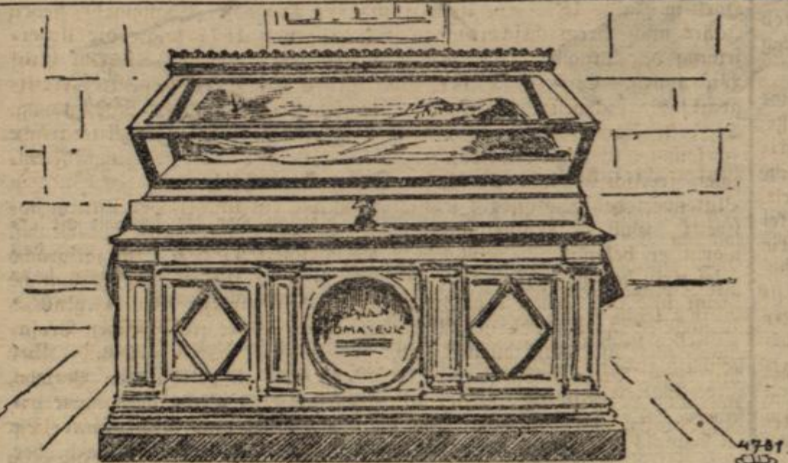
geur beim 9. Pionier-Bataillon eingetreten und trat 1899 zur Schutztruppe über.



Stefan Tomasevic, der im Jahre 1493 enthauptete letzte König von Bosnien (nach einem zeitgenössischen Delgemälde)



Sultan Mohammed II. „der Eroberer“, eroberte im Jahre 1493 Bosnien der Türken, unter deren Herrschaft das Land bis zu seiner Auflösung 1879 durch Oesterreich verblieb



Der Sarg mit den Gebeinen Tomasevic in der Franziskanerkirche zu Jajce in Bosnien.

Der Annexion Bosniens.

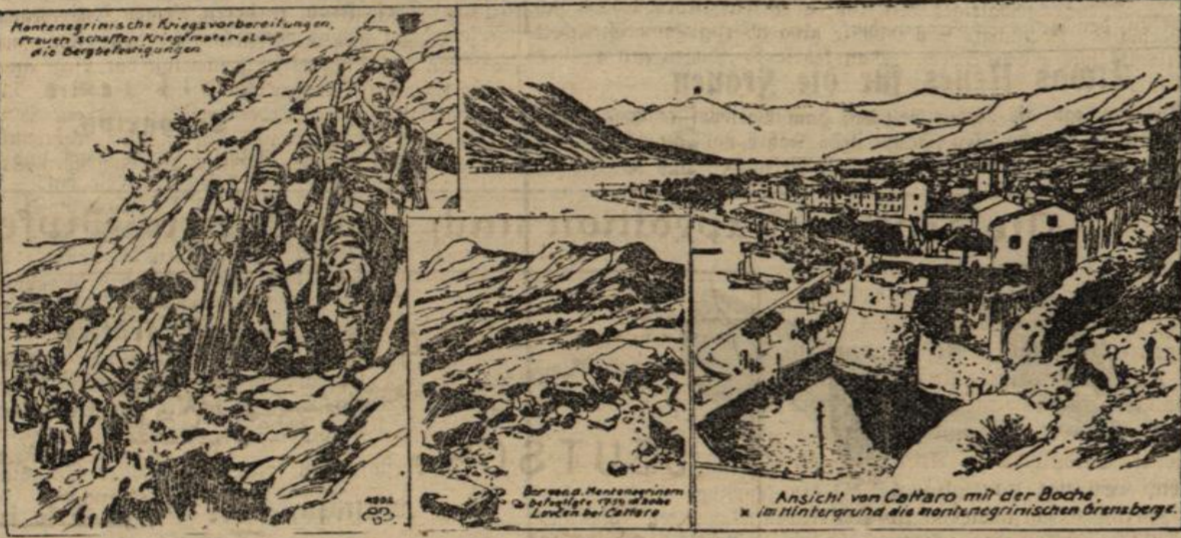
Das von Oesterreich-Ungarn jetzt als Kronland annektierte Bosnien, ursprünglich ein Teil der römischen Provinz Pannonien, später Dalmatiens, wurde durch die Völkerverwanderung mit Slaven bevölkert und stand dann bald unter serbischer, bald unter kroatischer Oberhoheit. Als Kroatien an Ungarn fiel, wurde auch Bosnien ungarisch, bis im Jahre 1374 Ban Twardko sich zum König von Bosnien ausrufen ließ und das ganze Land bis zur Küste unter seinem Szepter vereinte. Als bei seinem Tode (1400) Thronstreitigkeiten ausbrachen, wurden die Türken ins Land gerufen, welche Bosnien besetzten. Die serbischen Könige, welche die Söhne Twardkos gegen die Unterdrücker angerufen hatten, besetzten zwar das Land, betrachteten es aber von nun an wieder als eine Art Vasallenstaat, in dem zwar Twardkos Nachkommen regierten, aber Tribut zahlen mußten. Sultan Mohammed II. drang 1463 in Bosnien ein und nahm den König Stefan Tomasevic gefangen. Um für die Zukunft Unruhen zu verhindern, vollzog der Sultan eigenhändig die Enthauptung des Königs und seines 13jährigen Neffen, der zum Nachfolger bestimmt war. So sank die bosnische Dynastie nach kurzer Blütezeit ins Grab. Die Gebeine der Enthaupteten ruhen in der alten bosnischen Hauptstadt Jajce in der Franziskanerkirche.

Die Bedrohung Cattaros.

Cattaro, die von den montenegrinischen Geschlechtern besetzte dalmatinische österreichische Stadt, liegt an der hintersten der sechs aufeinanderhängenden Meereshäfen, die man mit dem Namen Bocche di Cattaro bezeichnet. Cattaro zählte bei der letzten Volkszählung 5093 Einwohner. Den westlichen Eingang des Meerbusens beherrschen 3 Forts, davon eines auf einer Klippe im Eingang, und 3 Batterien; weiterhin wird das Fahrwasser durch Fort Spagnola bei Castelnuovo besetzt; Cattaro selbst wird durch das 200 Meter über der Stadt landeinwärts gelegene Fort Giovanni sowie mehrere Felsbefestigungen gesichert. Von Cattaro führt eine Hofstraße nach Cetinje.

Cattaro soll schon vor der Eroberung der Gegend durch die Römer (116 v. Chr.) bestanden haben und wurde römische Kolonie. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches blieb Cattaro gleich den anderen Küstenstädten unter der Oberhoheit von Byzanz. Vom 13. Jahrhundert bis 1368 stand Cattaro unter dem Schutze des Königs von Serbien, von da an unter dem Ungarns. Von den benachbarten Großen bedrängt, unterwarf es sich 1420 der Republik Venedig. Zum Frieden von Campo Formio 1797 kam es zu Oesterreich. Von 1805 bis 1810 gehörte Cattaro zu Italien und 1810-14 zu französisch-Illyrien. Seit 1814 ist es österreichisch. Die Stadt wurde 1563 und 1667 durch Erdbeben fast völlig zerstört; die Umgegend ist unfruchtbar und liefert nur Del und Wein. Bei den Aufständen von 1869 und 1881/82 in Dalmatien und der Krivofija war Cattaro der Hauptstützpunkt der Oesterreicher.

Der Berg Lovcen, dessen Höhen von den Montenegrinern stark be-



Montenegrinische Kriegsvorbereitungen. Frauen schaffen Kriegsmaterial auf die Bergfestungen.

Ansicht von Cattaro mit der Bocche, u. im Hintergrunde die montenegrinischen Brenneberge.

festigt wurden, ist 1759 Meter hoch; es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die Montenegriner von den Bergeshöhen die leicht erreichbare Stadt Cattaro bombardieren. Von österreichischer Seite sind darum alle Maßnahmen getroffen, einen eventuellen Putz Montenegro abzu schlagen. Montenegro soll 40 Geschütze, alle italienischen Ursprungs, auf den Lovcen postiert haben und mit fieberhafter Tätigkeit die Befestigungen auf den Berggründen anlegen.

Von österreichischer Seite kann man bequem diese Kriegsvorbereitungen mit dem Fernrohr beobachten, und konstatieren, daß die Montenegriner größtenteils Frauen zum Herausschaffen der Kriegsvorräte benutzen. Die Frau spielt in Montenegro noch eine ziemlich untergeordnete Rolle; sie muß die schwereren Arbeiten verrichten, die den Männern unbedeutend sind. Der Vater oder der älteste Sohn führt das Regiment über die Familie. Bei den Männern spielt die Jagd oder der Dammerhandel und der Diebstahl eine große Rolle in ihrem Erwerbleben. Unsere Bilder zeigen einen Munitionstransport durch montenegrinische Frauen, sowie die Ansicht von Cattaro und dem Lovcen.

Der „Fall Steinheil“.

— Gleichsam über Nacht ist plötzlich ein Mordtat, welche am letzten Mai d. J. in Paris Aufsehen machte, aber so ziemlich schon wieder vergessen schien, zu einer internationalen Sensation geworden. Denn die Gattin des ermordeten Malers Steinheil und Tochter der gleichzeitig mit diesem erschossenen Frau Japy in Paris, welche nach- einander ihren Diener, einen Journalisten, den Sohn ihrer Köchin usw. des Doppelmords beschuldigte, der zunächst ein Raubmord schien, ist jetzt selbst unter dem Verdacht der Schuld oder Mitschuld verhaftet worden. Und da Frau Steinheil zu den Damen der Pariser Gesellschaft zählte, bekannt durch ihre, allerdings nicht ganz aufgeklärte „Freundschaft“ mit dem in ihrer Anwesenheit s. Z. plötzlich gestorbenen Präsidenten Félix Faure, so kann man sich die Wirkung dieser Meldung in Paris vorstellen.

Der Chef der Pariser Sicherheitspolizei, Hamard, erzählte einem Mitarbeiter des „Temps“, wie er mit seinen Agenten Frau Steinheil am Morgen des 31. Mai in der Villa traf: „Sie war halb ohnmächtig und schloßete uns in abgebrochenen Worten die Szenen, die sie erlebt haben wollte. Die Gesellen, in denen man sie selbst fand, waren ihr schon von Rémy Couillard und einem Nachbar abgenommen worden. Beide ver- sicherten uns, die Schmüre seien sehr fest gezogen gewesen. Frau Steinheil sagte, drei Männer und ein Weib haben das Verbrechen be- gangen. Bei der Hausdurchsuchung fanden wir keine Krone, welche die Schmurfäden von Frau Steinheil, die gestohlen worden sein sollten, enthalten hatten. Auch eine Geldsumme, die ihr Mann eben einge- zogen hatte, wäre entwendet worden. Wir fanden nur zwei Schmurfä- den, die Frau Japy gehört hatten. So deutete alles auf einen ge- wöhnlichen Einbruchdiebstahl hin. Der Schmud der Frau Steinheil war aber nicht gestohlen worden, das haben wir erst gestern aus ihrem eigenen Munde erfahren. Der Schmud war schon in Bellevue. Frau Steinheil hatte ihn hingebachtet. Daraus könnte man schließen, daß sie an dem Verbrechen mitschuldig war, warum hätte sie sonst gesagt, der Schmud sei ihr gestohlen worden? Lange blieb er nicht dort. Frau Steinheil fürchtete ohne Zweifel, man könnte ihn finden, und schickte ihn durch Mariette Wolf zu ihren Bekannten d'Arton. Die Dienstmagd wußte nicht, was das Paket enthielt und im gleichen Falle befand sich Herr d'Arton, der es in Empfang nahm. Später trug Frau Steinheil



Der ermordete Maler Steinheil.

Frau Steinheil.

den Schmud selbst zu dem Juwelier Soulos, der die seitdem oft er- wähnte Perle herausnahm, sie in einen anderen Ring setzen und das Gold einschmelzen mußte. — Hamard glaubt, ein Mann allein habe mit Steinheil, der schwach war, und mit seiner gichtfranken Schwieger- mutter leicht fertig werden können.

Die Köchin, deren Sohn Frau Steinheil in diesen Tagen der Tat beschuldigt hatte, erklärt jetzt ihrerseits, sie wisse, warum Frau Steinheil ihren Gatten beseitigen ließ. In einigen Tagen werde man mehr er- fahren. Der „Betreffende“ habe bei dem Morde nicht mitschuldig ge- wesen. Er sei damals überhaupt nicht in Paris gewesen. Rémy Couillard, der über ein Jahr bei den Steinheils zubrachte, scheint ebenfalls viel zu wissen und spricht von Enthüllungen, die zur Entdeckung der Urheber der Mordtat führen werden.

Jedenfalls sieht es danach aus, als sei der Fall Steinheil noch nicht abgeschlossen, als beginne jetzt erst die eigentliche Entwicklung der Affäre. Diese Frau, in deren Armen Félix Faure starb, ist ein höchst merkwürdiger Typus verbrecherischer Hysterie.

Etwas Neues für die Frauen.

— Während lange die Damenwelt den Hauptwert darauf, den oberen Teil des Körpers zu schmücken, Haupt und Hals der Damen waren die Gürtel, wo kostbare Schmurfäden ihren Platz fanden und das früher



vielfach hervorgetragene Bestreben, möglichst viele Ringe an den Hän- den unterzubringen, hat schon lange einem reichen Mahhalten Raum ge- geben. Was das Schuhzeug anbelangt, so hatte man — von der hüb- schen Form abgesehen, die an und für sich schon als eine Zierde gilt — außer einigen Schnallen mit niedlichen Steinchen keinen richtigen Platz für eine schönere Ausstattung gefunden. Jetzt hat eine Wiesbadener Firma etwas Neues erfunden, das recht originell anmutet. Es handelt sich um die Ausschmückung der Absätze von Ballschuhen mit Strahlen. Zweifellos wird der Schmud, wenn beim Tanze die elektrischen Strahlen in ihm aufblitzen, prächtig zur Geltung kommen. Am meisten werden sich aber die Angestellten der Hotels freuen, in dem solch ein Ball abge- halten wird. Für sie dürften nach Schluß des Balles die Diamanten in: wahren Sinne des Wortes auf der Erde liegen.

Humoristisches.

Vom Kasernenhof. Unteroffizier (zum Soldaten, der einen etwas schadhafte Stiefel anhat): „Neck, will er vielleicht hier eine Kneippkur gebrauchen?“
Geistl.ich. „Sag' mal, Adolf, wie lange braucht so ein hundert- jähriger Baum bis er so groß ist?“

Rezepte.

Zogogriph.

Mit D schaut du's in Dorf und Stadt,
Wo man der Häuser viele hat.
Mit F führt es die Damenwelt,
Die es lockt im Händchen hält.
Mit R tragt es den Bösewicht,
Ohn' lang' zu fragen das Gericht.

Verstärkter.

Mein Inneres leuchtet und strahlt hell,
Es schimmert mild zur Nacht,
Wie diese ist dunkel das ganze Wort,
Wer rät, was ich erdacht?

Auflösungen folgen in nächster Samstagsnummer.

Auflösung der Rätsel-Ged. in Nr. 93.

Rätselprüfung:

Sage nie: „Das kann ich nicht!“
Vieles kannst du, will's die Pflicht,
Schweres kannst du, will's die Liebe,
Darum dich im Schwersten übe!
Schweres fordern Lieb' und Pflicht,
Sage nie: „Das kann ich nicht.“

Rittershaus.

Arithmetische Aufgabe: Es waren 30 Zwei-arkstücke, 16 Zehn- arkstücke und vier Zwanzigarkstücke.

Richtige Auflösungen sandten ein:

Gans Hoffmann, Siegfried Ohnhaus, Martin Wellnitz, Franz Jiz, sämtliche Karlsruhe; Johanna Leub in Durlach; Karl Dieck in Dags- feld; Karl Vock in Gröbtingen; Emil Köhli in Sulz; Emil Schneider in Waldorf; Emil Schuppel in Destrigen; Gustav Wehrle in Freiburg; Frau Geißelmann in Emmendingen.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.
Druck und Verlag von Ferd. Zöhrig in Karlsruhe.